

Johanna Bossinade

Präsenz

Sondierung eines starken Momentums
Subjekt, Sprache, Fiktion

88 Seiten · broschiert · € 25,00

ISBN 978-3-95832-357-5

© Velbrück Wissenschaft 2024

Der Moment der Präsenz. Einführung

Kampf um Präsenz

»Break on through to the other side«, singen in den 1960er Jahren die »Doors« unter Anspielung auf den Moment eines triebhaften inneren Drängens. Ein Ortswechsel blitzt auf, der meist im Verborgenen bleibt. Die Wendungen ›präsent sein‹ und ›Präsenz haben‹ fügen eine nähere Unterscheidung hinzu. ›Präsent sein‹ zielt auf den lokalen Faktor: zur Stelle sein. ›Präsenz haben‹ betrifft die Anerkennung im Rahmen einer breiteren Öffentlichkeit. Sozial hochgestellte Personen laden zu einer Identifizierung ›mit sich‹ ein, ohne den Abstand ›zu sich‹ zu tilgen. So hat etwa die britische Königin Elizabeth II. durch ihre gleichermaßen liebenswürdige wie rigorose Pflichterfüllung Eindruck gemacht, während der damalige US-Präsident John F. Kennedy mit dem Slogan für sich warb, dass er ›ein Berliner‹ sei. Ein anderes Beispiel ist der Kniefall, den Bundeskanzler Willy Brandt 1970 vor dem Mahnmahl im jüdischen Ghetto in Warschau vollzog. Ein einschneidendes historisches Geschehen kann ohne

Worte, auf der Folie eines Schweigens vergegenwärtigt werden, so lehrt es. Etwas unabweisbar Gegenwärtiges trifft auf das Wissen um die Unaufhebbarkeit des trennenden Abstands.

Das Beispiel erinnert ferner an die Erkenntnis, die Sigmund Freud um 1900 in seiner psychoanalytischen Praxis in Wien gewann. Demnach prägen sich markante Begegnungen im Familienraum wie auch in der breiteren gesellschaftspolitischen Sphäre dem Gedächtnis als eine bleibende, eventuell traumatische Spur ein. Die Prägungen wirken in den menschlichen Beziehungen als eine schicksalhafte, willentlich nicht beeinflussbare Kraft fort. Sie machen sich als Moment einer Verdichtung im psychischen Leben geltend, das sich unter diesem Eindruck herauszubilden und zu differenzieren beginnt. Der Präsenzmoment ist offenbar unabweisbar. Von Fall zu Fall löst er eine spontane Bejahung aus: *Das ist es!*, deren Anlässe variieren können, aber nicht beliebig sind.

Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan hat die Präsenz des Unbewussten im Subjekt in den 1970er Jahren unter dem Titel »L'Étourdit«, etwa: Drehpunkt, an der Endlosfigur des möbials Bandes dargelegt. In einem bestimmten Moment überkreuzen sich zwei Bänder, ohne dass der Übergang näher greifbar würde. Im Unterschied zu dieser Figur werden Lacans Thesen zur Geschlechterfrage eher kontrovers diskutiert. (Vgl. Bossinade 2019) Der an Lacan geschulte Analytiker Moustapha Safouan zum Beispiel gibt zu bedenken, dass der von Lacan konzipierte Status der Frau als »nicht-alle« in der Ordnung des Symbolischen dazu tendiere, die Frau zur absolut Anderen, »l'Autre absolu« zu machen. Safouan schlägt vor, genauer auf den Sprachgebrauch zu hören, denn »le langage génère des ordres«. (Safouan 2005, 9; 33) Der Sprachgebrauch kann allerdings nicht mit der gleichen systemischen Strenge untersucht werden wie die durch Tradition gefestigte Ebene des Symbols. Dafür erlaubt es der Akzent auf dem Prozess, in dem das Symbolische laut Lacan generiert wird, Begehrensweisen in den Blick zu nehmen, die die Partizipation vormals wenig beteiligter Subjekte wie namentlich der Frauen miteinschließen.

Setzen wir als zeitlichen Rahmen den »digitalen Wandel« an, so bilden sich in der digitalen Sphäre, wie aktuell berichtet wird, völkische Online-Subkulturen aus. Radikale Islamisten würden die Ablehnung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung mit der nationalistisch-völkischen Ideologie der Neuen Rechten teilen und gemeinsam mit diesen Anstoß am Feminismus nehmen. (Krahn/Allgaier-Honal 2022, 62; 201; ähnlich Betschka 2023) »Anstößig« wäre im Kontext dieser Kulturen, wenn man es kurz fasst, sich gegen diskriminierende Muster der Wahrnehmung zu wehren. Die Fortschritte, die derzeit mit Hilfe der generativen Künstlichen Intelligenz im Wahrnehmungsbereich erzielt werden, verkomplizieren das Problem eher noch, als dass sie es lösen. Denn es zeigt sich, dass die Echtheitswirkung der digitalen Kommunikation aufwendiger technischer Prüfungen bedarf.

Ich schlage den Bogen von hier in die Alltagswelt von Sprache und Schrift zurück. Die Frage ist, unter welchen Bedingungen etwas real oder virtuell Gegenwärtiges als Index einer ursächlich mit dem Nebenmenschen geteilten, daher offenen, auf der partizipatorischen Struktur der Sprache beruhenden und je nach Kontext divergierenden Modalität der Subjektivität gelesen werden kann. Der Philosoph Jacques Derrida hat für diese Teilung die Figur »des unvorhersehbaren Komens des Anderen« in Ansatz gebracht. (Derrida 2000, 89) Präsenz, traditionell ein elitäres Prinzip, erweist sich auf dieser Linie als abhängig von den allgemeinen Mitteln der Kommunikation, ohne darum allseits verfügbar zu sein: Die Unkalkulierbarkeit des Anderen steht dem entgegen.

Mein Versuch geht dahin, den Eindruck einer bedeutungsvollen Gegenwärtigkeit als subjektives Innewerden der Existenz des Nächsten *als einer anderen* zu beschreiben, wobei der Nächste seinerseits die Existenz des Gegenübers *als einer anderen* vermerken kann; wenn auch nicht notwendig in gleicher Weise. Einsatz der Analysen ist es, die Hochachtung, die der Präsenzmoment in der Metaphysik des Einen und der Tradition der Mystik genießt, für eine reflektiertere und zugleich realistischere Form der Verallgemeinerung zu gewinnen. Dem Präsenzgedanken sollen Konfigurationen erschlossen werden, denen eine gewisse Randständigkeit als Zeichen der Offenheit des sprechenden Wesens für das je andere von Beginn an mit einverfasst ist.

Diessseits des Mythos.

Die Präsenz des anderen im Unbewussten

»...a radiation of gloom« breche sich Bahn, so ist in der Erzählung »The Fall of the House of Usher« (1839) von Edgar Allan Poe zu lesen. Das Prädikat »gloom«, Düsternis, lässt die »radiation« umso heller erstrahlen. Man könnte sich an die möbials Figuren im Werk Lacans erinnern fühlen, deren Linie nach Art der gespaltenen Bischofsmütze ungreifbar, »insaissable«, ist, ohne unbegrenzt zu sein. (Lacan, L'Étourdit, 471) Die Linie läuft in ihre eigene Bahn zurück, als ob sie ihr Gesetz wie ein ihr anhaftendes Reales in sich selbst habe. Jedes gegenwärtige Element impliziert die Wirkung eines anderen, »notre perception ne saisit pas individus, des unités isolées, mais des relations«, folgert Moustapha Safouan. (2005, 9) Bezüglich dieser Relationen hat sich der Begriff der Hyperkonnektivität etabliert, wobei das »Hyper« miteins die Grenze der Stabilität markiert.

Unliebsame Vorstellungen werden aus der Kette verworfen, hält Sigmund Freud in seinem Traktat »Hemmung, Symptom und Angst« 1926

fest. Sie würden von der Wahrnehmung isoliert, ohne im engeren Sinn verdrängt zu werden. »Mythische Wesen«, so kommentiert Freud 1932 die Wirkung menschlicher Triebe und erläutert: »Wir können in unserer Arbeit keinen Augenblick von ihnen absehen und sind dabei nie sicher, sie scharf zu sehen«. (Freud I, 529) Wie sollte auch scharf zu sehen sein, was als »nicht präsentifizierbar« gilt. (Beck/Goppelsröder 2014; 7–16) Freud hält es 1915 sogar für eine »unhaltbare Annäherung«, wenn alles Seelische »dem Bewußtsein bekannt werden müsse«. (Freud III, 126) Seit der Mythos der Präsenz sich zum psychischen Effekt gewandelt hat (so Kiening 2007), wird für die Interkulturalität spiritueller Zugänge geworben (Weischede u.a. 2015) und tun sich dem subjektiven Erleben »Real Presences« (Steiner 1989) oder »Gedächtnisorte« (A. Assmann 2006) auf. Während die Präsenzerfahrung in der säkularen Moderne für bedroht erachtet wird (Gumbrecht 2004), hat sie im Raum der Couch einen gewissen Bestand gewonnen (Schmidt 2014). Mal dient die »phallische Funktion« als Tor zum Symbolischen (Chiesa 2016, 10; 164f.), mal symbolisiert der Körper eine unabweisbare »Kontingenz«. (David-Ménard 2020, 138–146; 64) Präsentische Ethik in der Pflege (Timmerman u.a. 2016), Dualismen der Präsenz infolge der Gegenwart der Frau als Anderer (List 1993), unheimliche Präsenz des Urverdrängten (Lemosof 2005): So lauten einige Resümees dazu.

Kontingenz beherrschbar machen: Diesen Willen demonstriert ein Trupp rechter Nationalisten im Januar 2021 beim Sturm auf das Kapitol in Washington. Einen anderen Akzent hatte Marina Abramovič bereits 2010 mit ihrer Performanz »The artist is present« im Museum of Modern Art in New York gesetzt. Kameraaufnahmen zeigen, dass ihre Aktion allgemeine Betroffenheit auslöste und der politologischen Forderung nach einer Sozialität »jenseits der Differenz« zu genügen scheint. (Zitat: Bertsch u.a. 2021) Im Alltagsleben verraten Werbespots, was Präsenz in der Welt des Kommerzes ist, nämlich Anleitung zum Konsum, wohingegen der Gestus *faire acte de présence* einer höheren Macht Referenz erweist. Und ähnlich wie das *praesens historicum* eine Gegenwart beschwört, die nicht vergeht: »1989 fällt die Mauer«, evoziert das grammatische Präsens die Zeit, da der Wunsch eines Ich erfüllt ist. »Ja, Otto ist schuld an der Krankheit Irmas«. Mit diesen Worten zitiert Freud den Traum von Irmas Injektion, in dem er, der Träumende, seine Hoffnung, er möge darin nicht verwickelt sein, als realisiert ansieht. (Freud II, 511)

Lacan wiederum postuliert, dass die Topik der Kastration als eine vermittelnde Sprachordnung entzifferbar sei. Sie stifte das Begehren, das aus dem weiblichen Objekt »die Mutter, insofern sie verboten ist, macht«. (Lacan XVII, 201; 20.5.1970) In diese Topik ordnet er im Seminar »Encore« 1972/1973 den symbolischen Phallus ein. Mir scheint, dass Symbole, sollen sie vermittelnd wirken, dem Anspruch auf eine monolineare Herleitung zu widerstehen hätten. Widerständig in dem Sinn wirken Äquivoke

wie »décor« und »des corps«, insofern sie weniger einen Monismus der Sprache stützen, als dass sie den jeweils anderen Zug, »l'autre trait« darin hervortreten lassen. (So Safouan 2005, 19f.) Der andere Zug bewegt sich nicht außerhalb der sprachlichen Ordnung, sondern an einer immer *anderen Stelle* darin.

Hiernach hat, was ich »Präsenz des anderen im Unbewussten« nennen will, mit realen Gegenübern zu tun, ohne mit ihnen gleichgesetzt werden zu können. Man könnte an die behandelnde Person in einer ärztlichen Praxis denken und im breiteren kulturellen Kontext an die Karnevalskönige und Weinköniginnen auf ihren Festwagen erinnern, die den Zustand einer anderen Geistesordnung inkarnieren. Auf das Familiensystem zugepunktet hieße das: Sobald ein Elternteil, Vater oder Mutter, als ursächlicher Part der sexuellen Alteration imaginiert werden kann, ist eine Teilung der subjektiven Ordnung diesseits einer mythischen Genealogie denkbar geworden. Die Topik der Kastration hätte vermittelnd in dem Sinn gewirkt, dass sie den Verlust, nein, nicht *des* Ein, sondern einer vermeintlich ursprünglich gegebenen geschlechtlichen Homogenität nahelegt.

Unerreichbar machen, was unerreichbar schon ist. Das Paradox der Ethik

In Seminar »Encore« 1972–1973 erwähnt Lacan eine Form der Intersubjektivität, die heilsam sei, »[qui] peut aboutir à une issue salutaire«. (Lacan XX, 47; 16.1.1973) Zu dieser Erwartung passt eine Schreibweise, »écriture«, die die Wucherungen des Imaginären in Zaum hält: Sie zügle die Körper unsichtbar, »invisiblement«. (Ebd., 100; 20.3.1973; frz. 86) Lacan erhebt die Schrift nicht, wie es in der Dekonstruktionsbewegung der 1970er Jahre der Fall ist, zu einem Produktionsfeld mehrfältiger Präsenzen. Er billigt ihr jedoch zu, einhegen zu können, was er die »magische Präsenz« einer anderen Gegenwart nennt. (Lacan XI, 191; 13.5.1964) Die Schrift lasse das Subjekt »zum Signifikanten« gerinnen. (Ebd., 160; 29.4.1964; 185; 13.5.1964; 209; 29.5.1964) Auf diese Weise sei »die Relation der Geschlechter auf der Ebene des Unbewussten repräsentiert«. (Ebd., 209; 29.5.1964) »Pas de topologie sans écriture«, schließt der Autor. Und zieht für die Repräsentation der Geschlechter eine »Konjunktion« von Trieb und Anderem in Betracht. (Lacan XVIII, 81; 10.3.1971) Mit einer »Präsenz des Geschlechts«, welche die Frau von Grund auf mit einbegreifen würde, rechnet er aber offenbar nicht. (Zitat: Lacan XI, 185; 13.5.1964)

Fragen wir also nach. Was ist genau mit »Ebene des Unbewussten« gemeint? »Alleinige Präsenz« des Worts, so zeichnet Lacan das Feld

der »signifikanten Artikulation« aus. (Lacan XVII, 218; 10.6.1970) Dem »Diskurs des Herrn« falle dabei eine initiale Funktion zu. (Ebd., 9; 26.11.1969; ebd., 130; 11.3.1970) Die Distanzfunktion der Schrift, »distance de l'écrit«, Lacan spricht auch von »faille«, einer Spalte, deutet auf eine heilsame, »salutaire«, Verbindung, »quelque chose comme une intersubjectivité« hin. (Lacan Sem. XX, 9.1. u. 16.1.1973; 35 u. 47) Leitend sei der Signifikant »S1«, der das Subjekt als eine gespaltene Struktur hervorkommen und in die Artikulation übergehen lasse. (Lacan XVII, 12f.; 26.11.1969) Der Mann soll dabei am ursächlichen Objekt, die Frau mehr am Gottesideal orientiert sein. (Lacan XX, Kap. VII) Den Befund von Emmanuel Levinas, laut dem die »Spur des Anderen« das Ich in die Verantwortung ruft, teilt Lacan so nicht. (Vgl. dazu Schütz/Brinkmann 1996) Das Unbewusste sei keine archaische Funktion, sondern eine »ausgeschlossene Präsenz voll Ambiguität«. (Lacan XI, 132; 15.4.1964; 278; 24.6.1964) Dem sich im Spiegel als anderer erfahrenden Ich werde ein »Aha-Erlebnis« zuteil, wohingegen das Genießen das Ein allein, »l'Un tout seul« betreffe. (Lacan I, 63; Lacan XX, frz. 64; 20.2.1973) Das weibliche Genießen sei partiell jenseits davon situiert, wobei vermittelnd die Liebe wirke. Ohne Liebe, erläutert Lacan, würde das Geschlechtsverhältnis nicht aufhören, »sich nicht zu schreiben«. (Ebd., 157f.; 26.6.1973; frz.131)

An dieser Stelle blitzt das Paradox einer Ethik auf, die »uns dieses Ding zu einem unerreichbaren macht, das unerreichbar bereits ist«. (Lacan XX, 91; 13.3.1973; VII, 195; 2.3.1960) Lacan verweist auf die »Präsenz des Analytikers« als Zeuge dessen, was in der Übertragung zutage tritt, nämlich die »causa eines Verlusts«. (Lacan XI, 131; 136; 15.4.1964) Als er in den 1970er Jahren den Borromäischen Knoten als Modell für eine integrale Schreibweise in Erwägung zieht, denkt er die fehlende Uniformität der Signifikanten mit der fehlenden Gewissheit über das Geschlechtsverhältnis zusammen und spitzt das Ganze zu dem Urteil zu, »daß es das Geschlechtsverhältnis nicht gibt«. (Lacan XX, dt. 62; frz. 86; 13.2.1973) Um den »Seinsgrund der Signifikanz« im »Genießen des Körpers« zu erkennen, führe er, Lacan, die Differenz des »nicht-alle« der Frau bezüglich der »phallischen Funktion« ein. (Ebd., 78–80; 20.2.1973) Im Licht dieser Differenz trete die Stellung der Frau als »supplementär« zutage. (Lacan XX, 80f.; 20.2.1973; frz. 87, 20.3.1973) Die Frau wirke in einer Weise abwesend von sich, »quelque part absente d'elle même«, in der ihre Beziehung zum Ort des Anderen zum Ausdruck komme. Die Mystikerin Theresa von Avila genieße diese Beziehung offensichtlich. (Ebd., frz. 36; 9.1.1973; ebd., 83; 20.2.1973)

Nach meiner Einschätzung ist es möglich, das Theorem der Supplementarität mit Hilfe von Äquivoken, d.h. gleich lautenden, aber semantisch differenten Worten darzulegen, ohne es als »weiblich« typisieren zu müssen. Äquivoke wie »d'eux«, also »zwei« oder »von ihnen«, bilden

eine doppelte Schleife, in der sich keine Stelle als erste, »comme le premier«, hervortun könnte, was den Bezug auf den Primärprozess nach Freud in gewisser Weise erübrigt. (Vgl. Lacan in Télévision 1974, 491; 515) Die Worte klingen zwar gleich, erweisen sich im Textbezug jedoch als mehrfältig und regen zu der Überlegung an, wie die darin zum Ausdruck gelangende »Spaltung des Subjekts« sich unter klinischem Aspekt manifestiert. (Vgl. dazu Martin-Mattera/Lévy 2017) Die Überlegung führt aber weiter. Denn wenn der Eindruck einer originären Präsenz des anderen im subjektiven Erleben vom Ideal einer Ur-Setzung abgelöst werden kann, ohne dass der Moment an Eindringlichkeit verlore, griffe es zu kurz, ihn primär von *einem* Subjektstatus her zu formulieren. Vielmehr wird eine Form der subjektiven Präsenz denkbar, der die Mehrfalt der Prägungen bereits mit einverfasst ist, ohne dass Versuche zur Reduzierung dieser Mehrfalt in Sätzen wie: »Eine Mutter ist Mutter und nicht Frau, siehe das Beispiel Maria«, ignoriert werden müssten. (Vgl. Kap. II)

Präsenz als Teil einer mehrursächlichen Praxis

Der Tod habe vergessen, eine Dame mitzunehmen – »dear old Lady Cork has been overlooked« –, zitiert Lacan eine Anekdote nach Charles Darwin. Das Auge, mutmaßt er, sei über die Dame hinweggegangen. (Lacan VI, 32; 12.11.1958) Die Dame ist offenbar »overlooked« worden, obwohl sie zugegen ist. Es handle sich um »etwas Eigenständiges«, überlegt Lacan und postuliert einen Signifikatseffekt, »der neu ist«. (Ebd., 33) »Präsenz des Todes«, spitzt er zu und ergänzt, dass sie »die größte Verwandtschaft mit dem Zur-Welt-Kommen des Signifikanten selbst hat«. (Ebd., 34) Demzufolge dienen Signifikanten als Brücke zwischen Leben und Tod und weisen dem, was erscheint, mehr als nur *eine* Ursache, d.h. mehr als nur den einen exklusiven Moment eines Angangs zu. Dennoch scheint das Auge über manche Signifikanten hinwegzugehen, als gäbe es ohne sie auch den Tod nicht.

Lacans Konzept der Sexuierung ist dafür gelobt worden, dass es nicht komplementär sei. (Safouan 2004, 32f.) Die Frau glaube nicht mehr an Konzepte dieser Art, klingt es andernorts. (Soiland 2022) Konflikte würden heute eher in ein »Metaverse« projiziert, als durch eine ödipale Krise gelöst. (Fehrenbach 2022) Lacan erwäge, den Sinthome als ein Äquivok, d.h. strikt mehrdeutig zu lesen, so ist weiter zu hören. »Le sinthome fait exister le rapport sexué selon Lacan.« (Simonney 2005, 370; vgl. Rodriguez Dieguez 2019) Die Existenz eines »rapport sexuel« wäre eben deshalb fraglich, weil es nichts Absolutes gebe. (Simonney/Lemosof 2005, 287) Die »multiples façons« von Lacans Theorie würden methodische

Verengungen zu überwinden helfen (Vandermerch 2005, 439), wohin-gegen andere Interpretieren an »le primat du phallus« festhalten. (de Cock 2005, 297)

Was die »autre jouissance« der Frau betrifft, wird sie mal als weibliche Sublimation (Pickmann 2017), mal als eine Präsenz für sich verhandelt. »...j'aime la force qui émane de sa présence«, gibt der Publizist Samuel Dock über Julia Kristeva zu Protokoll. (Kristeva/Dock 2016, 9) Sprachduden erläutert »présent« als Partizip von »praesense«, *vorn sein*, und führt geistige oder körperliche Ausstrahlung als Beispiel an. Gegen die Tendenz, der Präsenz elitäre Züge zu unterlegen, macht Kristeva die Kraft der Trennung stark. So könne etwa die depressive Leere als Ausweis dessen, dass das weibliche Innere durch das Primärsubjekt besetzt sei, mit Hilfe des Hyperzeichens der Separation sublimiert werden. Die »jouissance dite vaginale« gelange unter den Einfluss eines Dritten, welches nicht als phallische Überbietung, sondern als Wende nach außen, »son déplacement en dehors« imaginiert werde. (Kristeva 1987, 89f.; 111; 264) Werde die unter der Kastrationsdrohung aufbrechende narzisstische Angst der Frau so auf den allegorischen Überschuss des Imaginären hin überschritten, könne das Innere zu einer »source de gratification« werden. (Ebd., 90) Reziprozität ohne Egalität, fasst die Autorin später einmal zusammen und verweist auf den Ort »où ça s'écrit«. (Kristeva/Dock 2016, 188/196)

Im Vergleich dazu mutet Lacans Konzept des »Ein« eher zirkulär an. (Vgl. Lacan XI, 32; 22.1.1964) Das weibliche Genießen soll ein Supplement bilden, das mittels der männlichen Position in der »intersignifiance« verankert sei. (Lacan XVIII, 10–14; 13.1.1971; XX, 80; 84; 20.2.1973) Genießen sei nicht vorgängig zur Realität, versichert Lacan. Verdrängung beginne, wo das Sprechen beginnt. (Lacan XX, 61f.; 13.2.1973) Wo beginnt das Sprechen? In der Spur einer sprachlichen Mehrfalt, meine ich, die die diversen Supplemente als Momente einer originären Ko-Konstitution zu begreifen und von dorthin zu aktualisieren erlaubt. (Vgl. dazu Bossinade 2021) Nehme ich E.T.A. Hoffmanns Erzählung »Der goldne Topf« 1814/1819 als Beispiel, ist auch die Schrift nicht automatisch vor einem naiven Umgang mit Gewalt geschützt. Lacan erinnert an die Camera obscura, den »elementarsten Apparat der Optik«, in dem das Subjekt dem Blick dessen ausgesetzt sei, »was es im Drinnen gibt«. (Lacan XVI, 337; 30.4.1969) Das Imaginäre einer »affektive(n) Konfiguration« stützt den Willen des Subjekts, als solches wahrnehmbar zu sein, aber ebenso den Anspruch, den Willen anderer ignorieren zu können. (Zitat ebd., 342)

Soll man diese Doppelung ironisch lesen? Ironie, wörtlich Verstellung, ist aus der Gattung der Gerichtsrede bekannt: Die Gegenpartei soll auf indirekte Art demaskiert werden. Mit dem Lob »Brutus is an honourable man« wird Brutus als Mörder des Caesar angezeigt. Wenn ein Subjekt

eine Frau »a good girl« nennt, ist das freilich nicht unbedingt ironisch gemeint. Der Sprecher »puts himself in the position from which one can state what is good for both«, führt Iracema Dulley 2022 aus. Das Gegenüber kann so als verworfener Teil des Ich identifiziert werden. Dass in der sprachlichen Praxis mehrere Ursachen und entsprechend kontroverse Motive aufblitzen können, bleibt verdeckt. Was tun? Nach Jahren der Skepsis gegenüber den privilegierten Formen der Präsenz scheint es zunehmend möglich, das Konzept der Präsenz als Annäherung an ein uneinnehmbar anderes »in uns« und »in anderen« zu interpretieren. Hier knüpfe ich näher an. Vielleicht ist es ja eine Ironie des wissenschaftlichen Zeitalters, dass der Anspruch, auf jeweils spezifische Art als Subjekt gegenwärtig zu sein, heute, in einer Zeit kriegerischer Verwicklungen zumal, allen zustehen soll, ohne dass alle ihn gleichermaßen realisieren könnten oder wollten.

In den folgenden Kapiteln soll sich zuerst das Ringen der idealtypischen Hysterikerin um das Zeigen, was ein sprechendes Wesen offenkundig nicht entbehren kann: Die Erfahrung jener Art von Selbstgegenwart eben, die es zum ändern in sich und im Nächsten in Beziehung setzt. Digitale Apparaturen tragen dazu nur in begrenzter Weise bei, so unstrittig komplex ihre Funktionen sind. Im zweiten Kapitel verhandeln die Autorinnen Catherine Clément und Julia Kristeva die Frage, wie sich die Sphäre des Sakralen zum weiblichen Anspruch auf Selbstpräsenz verhält. Das Gespräch kann so gelesen werden, dass sich darin eine Funke dessen überträgt, was hier zur Debatte steht, nämlich ein Konzept von Präsenz ohne Ausschluss vorab. Im letzten Kapitel klingt an, dass die medialen Techniken der Kommunikation Eindrücke einer mehrfältigen Gegenwart zu erregen vermögen, affektive Identifizierungen inbegriffen, ohne dass Worte darum weniger bedeutsam würden. Eher im Gegenteil. Denn wenn etwas hilft, die Figur der Präsenz von dem monothetischen Maßstab zu lösen, der ihr in summarischen Deutungen unterlegt wird, ist es das für Erkundungen offene Wort. Wie nun an konkreten Beispielen zu erproben sein wird.